

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von Michael Zorn. Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(23. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Gegen acht Uhr abends fiel Nebel ein. Dicker, milchiger Nebel. Der Dampfer verließ unter stetem Sirenengeheul Calais und schob sich in den Kanal, der wie mit weißer Watte verstopft war. Vorsichtig tastete sich das große Schiff durch den so gefährlichen Nebel vorwärts. Der nächste Anlegeplatz war Plymouth an der englischen Küste, wo Kriegsmaterial zum Heimtransport bereitlag.

Um Mitternacht setzten heftige Böen ein und fegten den Nebel in Fetzen über das unruhig werdende Meer. Die Sieben ruhten sanft in ihren Schlafstellen. Das Abendbrot war reichlich ausgefallen, Zufriedenheit lag auf den schlummernden Gesichtern.

Sepp Gairinger fuhr aus tiefem Schlummer auf. Er hatte unter sich Stöhnen gehört und noch im letzten Erwachenstraum von einem gestochenen Kalb geträumt, das so schauerlich stöhnte.

„Was is?" fragte er mit gedämpfter Stimme, sich über den Rand seiner Schlafstelle beugend. Aber er sah nichts. Dunkelheit herrschte, und unter ihm stöhnte der Florl gottsjämmerlich.

Abgehackt, schnaufend kam endlich ein Lebenszeichen:

„Jessas, Marand Josef — mei Magen! — Herrgott, i kann net mehr! — Mir werd schlecht! — I bin vergift' word'n!" so wimmerte der Florl.

Gleich darauf kam ein würgendes, plätscherndes Geräusch.

Die anderen waren aufgewacht. Der Hannes sprang zum Lichtschalter und drehte an. Da sah man die Bescherung: Der Florian Rothschädel hatte den Kopf aus seiner Koje heraushängen, war graugrün im Gesicht und würgte, daß es nur so eine Art hatte . . .

Der Fiederer, der den Florl erstaunt musterte, verzog plötzlich das Gesicht, als hätte er in eine saure Gurke gebissen. Einen Augenblick stand er noch, dann keuchte er: „Himmi — Sakra — i muaß außi . . .!" Und schon war er mit einem Panthersatz aus der Kabine.

Der Zinner, der die ganze Sache zunächst mit Staunen und Unmut betrachtet hatte, wurde langsam bleich. Schwere Schweißtropfen sammelten sich auf seiner Stirn, und er sagte murmelnd: „I wer amal schauen, was da Heinrich draußen macht . . ."

Er verschwand schleunigst.

Der Sepp Gairinger aber trank in großen Schlucken Rumtee und fühlte sich sehr wohl dabei. Auch der Rottenmanner, der Wenzel und der Hannes nahmen von dem heißen Getränk. Trotz des schlechten Beispiels, das ihnen der Florl gegeben, waren sie verschont geblieben.

Das war eine schlechte Nacht. Das Wetter wurde immer wilder, Regen prasselte nieder, und die Sirene heulte ununterbrochen.

„Rottenmanner!" stöhnte der Fiederer, „Toni — bevor i krepier — vasprichst ma's — geh umi zu dem Kerl, der was dö Sautrompeten blasen tuat, und dreh eam das G'nack um! I kann dös net mehr aushalten . . ."

Endlich ging auch diese Nacht zu Ende. Des Morgens kamen sie in den Hafen von Plymouth, wo ruhiges Wasser war und das Schiff nicht mehr so schaukelte. Die vier gesunden Gebirgler packten die drei kranken und zerrten sie hinaus, auf einen freien Teil des Schiffes, wo sie, grün und gelb im Gesicht, frische Luft schnappen konnten.

„I steig aus!" erklärte der Florl flehend. „I fahr net weiter! Herrgott — i war a Trottel! — Mei Hof — dö Rösser — alles hab' i stengan lassen, und hiatzt — i sterb' heut nacht bestimmt. — I steig aus — i will auf aner festen Erden sterben — sonst schmeißen mi dö Lackeln zu dö Fisch! — Laßts mi außi! — Dös kann i net mehr aushalten!"

*

Die folgende Nacht verging ruhig, der Florl, der Heinrich und der Peter schliefen fest und ausgiebig bis in den späten Morgen.

Als die Sieben nach dem Frühstück ihre Kabine verließen, um Wolf einen Besuch abzustatten, packte der Gairinger den Rottenmanner am Arm:

„Da schau her, Toni, Leut, schauts — überall nix wie Wasser. Ka Land nirgends mehr! — Meiner Seel, hiatzt san ma richtig auf'm großen Meer!"

Er hatte recht. Die Nacht über war der Dampfer an Cornwall vorbei und in den Atlantischen Ozean hineingefahren. Am Morgen lagen die Umrisse Englands schon weit zurück; auch Irland sah man nicht mehr, da die Ferne in Nebel getaucht schien. Das freie Meer hatte zum Empfange unserer Sieben die beste Laune entwickelt. Das Wasser war glatt. Lange, majestätische Wogen rollten von West nach Ost, dem Schiffe entgegen, erschütterten es aber nicht. Der Bug des Dampfers strebte, die Wellen schneidend, immer nach dem Westen, und die Schaumstreifen des Kielwassers zeigten eine schnurgerade Bahn.

Sonne war und frische Seeluft. Die faulige Atmosphäre der Hafenstädte war verschwunden.

Der Kralizek hatte sich einen Deckstuhl in die Sonne gestellt und besserte Kleinigkeiten an den Kleidern aus, indes der Heinrich, der Peter und der Gairinger ein Spiel recht schwärzlich aussehender Karten vornahmen und eine Partie Sechsundsechzig nach der anderen spielten.

Der Rottenmanner und der Rothschädel gingen durch das ganze Zwischendeck, um den deutschsprechenden Kanadier zu suchen, war er doch ein Landsmann von Großvaters Zeiten her. Da konnte man plaudern und von der neuen Heimat erfahren. Sie fanden ihn nach längerer Suche bei den Tragtieren seiner MG-Kompanie im provisorisch gebauten Pferdestall am anderen Ende des Zwischendecks. Erfreut ging er auf die beiden zu, als er sie erblickte.

„Da seid ihr ja", sagte er, „kommt in die Bar, wir trinken etwas, und wir werden von der Heimat meines Großvaters sprechen."

Er führte sie in einen mit Soldaten gefüllten großen Raum, der viele Tische enthielt und einen über das ganze Zimmer reichenden, die Tische überragenden Schanktisch. Mehrere weißgekleidete Kellner bedienten. Unzählige Fla-

schen standen da, ein Grammophon spielte, und die Leute tranken, plauderten und lachten. Es durfte sogar geraucht werden, was dem Florl und dem Rottenmanner sehr recht war. Sie setzten sich an ein freies Tischchen, und der Kanadier holte vom Barmann drei Flaschen dunkles Bier.

Sie stießen an, und der Toni begann nach seiner schwerfälligen Art langsam, stockend von der Heimat zu erzählen. Von den Bergen, den dunklen Wäldern, dem kargen Leben auf den Berghöfen, von den Jägern und Raubschützen und von den schweigsamen, arbeitswilligen Menschen, die dort lebten und jetzt kaum Arbeit finden konnten, die Heimat verlassen mußten, um Arbeit zu suchen und zu finden.

Der Kanadier hörte zu. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und verfolgte aufmerksam die schwerfälligen und doch so klaren Worte des Toni.

„Und ihr habt im Kriege viele Leute verloren?" fragte er nach einer Weile.

Der Toni sah den Frager an. Dann sagte er:

„Es san bei uns im Gebirg' Dörfer, wo was alle Manner g'fallen san — dö Großvattern, dö Vattern und dö Buam . . ."

Sie saßen noch einige Zeit, dann aber hatte der Rothschädel einen Wunsch im Herzen, den er endlich aussprach. Er sagte zum Kanadier:

„Wannst mi einilassen möcht'st im Stall! — I möcht' ma gar soviel gern dö Rösser amal anschauen. — I hab' selber drei z'Haus in Oberdorf — an klan' Hengst und zwa Stuten — feine Viecherln. Hiatzt schaut da Ladenhausen drauf, bis ma wiederkemman tuan . . ."

Dann stand er mit glänzenden Augen vor der langen Reihe der Tiere, musterte sie mit Kennerblick und kam schließlich zu der Überzeugung, daß diese Tiere sich mit seinen „Rössern" nicht messen konnten. Aber er sprach es nicht aus, um den neuen Freund nicht am Ende zu kränken.

„Ganz guate Viecher", meinte er, „ganz guat! A bissel stark strapaziert. — Was habts denn g'macht mit dö Viecher, so lang nach dem Krieg? Habts ihnen eppa net gnua zum Fressen geb'n? Und stark druckt san s' a. Der Kerl, der was denen Rössern die Tragsättel auffischmeißt, den möcht' i ma grad amal ausborgen."

Der Kanadier — auf seiner Visitenkarte stand: Jules Gaffron — lächelte:

„Sie werden alle sofort ausgemustert — verkauft, sowie wir in Montreal ankommen. — Nichts mehr wert. Haben ausgedient!"

„Was?" sagte der Florl höchst interessiert, „vakaft? Ausg'mustert? So? Dös is ma aber ganz wichti! Vielleicht daß i a paar von dö Rösser kafen kann? Da wer i ma dö Pferdeln amal besser anschauen."

Und er begann Stück für Stück murmelnd zu betrachten, schüttelte nachdenklich den Kopf, klopfte Rücken und Schenkel, hob die Beine der Tiere und strich ihnen die Füße abwärts bis zu den Hufen, ja — er begann ihnen sogar in das Maul zu schauen.

Die Mannschaften hatten ihr Vergnügen an dem seltsamen kleinen Menschen, der mit todernster Miene, wie ein gelernter Tierarzt, von Pferd zu Pferd ging und jedes einzelne visitierte. Er war so vertieft, daß er beinahe die Mittagsglocke überhört hätte.

„I komm nach'm Essen glei no amal übri!" sagte er freundlich zu den Bedienungsleuten. Die lachten und nickten mit den Köpfen.

„Siagst es, Toni", meinte der Florl, „ma brauchen gar net englisch zum reden. Dö vasteh'n alle steirisch. Hast g'segen, daß dö mi vastanden ham'?"

Zufrieden ging er zur Mahlzeit. Für Beschäftigung in den nächsten Tagen hatte er gesorgt. Er wollte sich „die Rösser" einzeln genau ansehen.

*

Austria

An das Freilein Maria Hirschgruber

in Oberdorf

Post Steinach-Irdning, Obersteier.

Mei liabs Mariele!

Wia i da vasprochen hab' in mein Letzten, was i da von Hamburg g'schickt hab — so bekommst du heute wieder einen Brieff.

Der liabe Herrgott hat uns hiatzt auf Montreal g'führt und — Gott sei Dank — ha ma wieda a feste Erden unter die Füß. Mir san alle g'sund, und es war ganz scheen, auf'm vüllen Wasser zum fahren a Zeitlang. Aber dem Rothschädel, dem Heinrich und dem Zinner is grausli schlecht worn, und natürli, was da Heinrich is, der hat wieda müassen amal rafen am Schiff im selbigen Wirtshaus. Und weil a den a paar einigwichst hat vor alle andern, so is derselbige harb worn, und aner von seine Leut' hat auf'm Heinrich a Messer g'schmissen, was aber vorbeig'flogen is.

Und mir ham einige Freinde am Schiff und a paar, die was an Giz ham auf uns.

Und da Florl, der is immer bei die Rösser umanandg'standen und hat si drei Stuck woll'n kafen, aber der Ungrische, der was hiatzt unser Herr is, der hat g'sagt, hiatzt im Urwald, wo was ka Futta net is im Winta, müaß ma a bissel warten mit dö Rösser.

Und wia ma ankommen san, is a auf dera Brucken g'standen und hat si g'freit, weil ma alle siebene da san. Und kannst es glauben oder net, unser Hund hat amal zubig'rochen zum Herrn und is dann ganz narrisch wor'n voller Freid, weil e eam dakennt hat noch vom Krieg her.

Und was unser Herr is, der is nur a paar Jahrl älter als i, und er tuat ma g'fallen, weil a a junger Bursch is und uns gern hat.

Alsdann, hiatzt in dera großmächtigen Stadt, was an an Fluß steht, der was tausendmal breiter is als unsere Mur oder die Enns — da stengen Heiser, die was vielleicht mehr wia hundert Meter hoch san — alle aus Eisen und Beton. Und Menschen gibt's, die was umananderrennen — rein zum Schweinfuttern.

Und der, was unser Herr is, der hat an großmächtigen Lastwagen kaft mit an Anhänger. Und der kann selber fahr'n wie a Schöffer. Und morgen wer ma einpackt mit unsere Sachen und no vüll anderes, und mir fahr'n auf'm Urwald.

Und a jeda von uns hat a G'wehrl kriagt, was Winschesta haßt, und Patronen und an da Seiten an Revolver, der was achtmal schiaßt.

Und i tu di bitten, daß d' zum Allerseelentag auf mei Muatterl sei Grab und auf'm Muatterl vom Rothschädel sein schauen tuast und a paar Kerzerln anzünd'st. Und tua a bissel beten anstatt meiner und dem Vattern und dem Florl. Und den hochwürdigen Herrn Pfarra grüaßen ma alle scheen.

Und die andern vom Dorf, dö grüaß ma alle, b'sonders da Rothschädel hat g'sagt, z'wegen da Kathel, daß d' an scheenen Gruaß ausrichten möchst.

Und hiatzt muß i da mei neuche Adreß schreiben, daß i amal an Brieff kriag von dir.

Alsdann — dös is net so einfach.

Oben in da Mitten schreibst:

Canada

dann schreibst:

Mister (das haßt: „Herr")

Johannes Rottenmanner, Holzknecht

Lac Renaud

Comté de Terrebonne

Province de Québec

Und i muaß an die fünff Stund auf die Post fahr'n oder reiten, bis ma zu unsern Postmasta kommen — hat a g'sagt.

Es grießt dich herzlich dein Freund

Johannes Rottenmanner

im Urwald.

Ladislaus von Meszlényi stand mit Mister Pierson an der Landungsbrücke, als die „Newfoundland" ruhig und majestätisch herankam. Er stand nicht allein. Eine unzählige Menschenmenge erwartete gleich ihm das Schiff, um es feierlich zu empfangen. Musikkappenllen waren da, die Repräsentanten der Stadt und des Dominions. Flaggen flatterten. Weißgekleidete Frauen und Mädchen winkten den heimkehrenden Soldaten zu.

Rauschende Töne kamen von Bord des Dampfers. Die Regimentskapelle spielte die Nationalhymne. Das Regiment stand in dichtgedrängten Reihen marschbereit an Deck. Die „Newfoundland" hatte Flaggengala gehißt; Hunderte

von Wimpeln der im Kriege gegen die Mittelmächte gestandenen Nationen wogten im Winde.

Als der Dampfer anlegte, donnerten Geschützsalven. Die Menge brach in brausende Hochrufe aus, und als der Oberst mit dem Offizierskorps erschien, wurden zahlreiche Ansprachen gehalten.

Meszlényi stand abseits. Bis das Regiment nicht ausgeschifft war, konnte er die Freunde vom Monte Asolone nicht erwarten. Die standen mit unbestimmtem Weh im Herzen und sahen zu, wie eine Welt sich über die Niederwerfung von Europas Kulturzentren freute. Endlich war die Feier zu Ende, das Regiment verließ, Kompanie nach Kompanie, das Schiff, um sich nach dem Abrüstungslager in Bewegung zu setzen, wo der eigentliche Empfang stattfinden sollte. Nach der letzten Abteilung kamen unsere Sieben.

(Fortsetzung folgt.)

Was lehrt uns die Handschrift?

Eigenwilligkeiten, die schon früh zutage treten.

Von Wilhelm Ackermann.

Schon seit geraumer Zeit beschäftigt sich die Graphologie mit der Beantwortung der Frage, wie die persönlichen Eigenschaften eines Menschen sich in seiner Handschrift widerspiegeln. Schon Hans Busse hat darauf hingewiesen, daß bereits in sehr jugendlichem Alter in der in der Schule gelernten Schrift Abweichungen und Änderungen — sowohl bewußte als auch unbewußte — aufzutreten pflegen. Neben diesen meist unwillkürlichen, individuell verschiedenen Verbildungen der gelehrten Schrift treten später, in mehr ausgereiftem Kindesalter, andere willkürliche Abweichungen auf. Sehr häufig wird die Schrift ausgeschmückt oder auch, umgekehrt, vereinfacht. Unterschriften vor allem werden mit Eifer entworfen und eingeübt; zahlreiche Formen großer Buchstaben, in erster Linie des A und H, guckt man den Mitschülern oder Familienmitgliedern ab, und was dergleichen Absonderlichkeiten mehr sind.

Besondere Eigenwilligkeiten weist die Handschrift des Künstlers auf. Ein begabter Maler oder Bildhauer, der seine Befriedigung in der Schönheit des Ausdrucks zu suchen gewohnt ist, der in der ansprechenden Gestaltung von Formen, Linien und Umrissen sein Lebensziel sieht, wird eine wahre und echte Befriedigung nur in neuen und ursprünglichen Formen finden. Geschmacklose Linien wird er in der Handschrift instinktiv zu vermeiden wissen. Bei wirklich großen Künstlern, wie Rembrandt und Raffael, tritt dies deutlich zutage. Denn was ist schließlich natürlicher und verständlicher als der Drang und die Gewohnheit, in schönen Formen zu leben und zu denken, ihren Einfluß auch auf die Vorstellungen wirken zu lassen, die allen willkürlichen Schreibbewegungen nun einmal voranzugehen pflegen!

Der einem Menschen innewohnende Schönheitssinn kommt daher mit großer Sicherheit in seiner Handschrift zum Ausdruck. Das gleiche gilt für die Ordnungsliebe. Jemand, der seine Zeit gut einzuteilen weiß, der seinen Bücher- und Kleiderschrank immer in Ordnung hält, so daß er nie lange zu suchen braucht, wenn er etwas finden will, und der alles, was er eben gebraucht hat, gleich wieder an seinem Platz legt, dem Pünktlichkeit gewissermaßen zur zweiten Natur geworden ist, ein solcher Mensch wird — es versteht sich eigentlich von selbst — auch beim Schreiben alles an die richtige Stelle setzen.

Er wird kaum jemals etwas vergessen, aber auch selten etwas Überflüssiges hinzufügen. Findet der Graphologe daher in einem sauber geschriebenen Manuskript nichts als deutliche, einfache und gut ausgearbeitete Buchstaben, mit allen Interpunktionszeichen an der richtigen Stelle, dann kann er mit Recht auf eine angeborene Ordnungsliebe schließen.

Denn jemand, der von Natur aus unordentlich, nachlässig und ungenau ist, kann unter keinen Umständen so schreiben. Er hat sich nie die Gewohnheit zu eigen gemacht, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Viel Überflüssiges wird sich in seiner Handschrift finden, während es vielleicht an anderer Stelle gerade am Notwendigen fehlt.

Schließlich seien die Habsucht und der Geiz genannt, Eigenschaften, die mit großer Deutlichkeit aus der Handschrift zutage treten. Es versteht sich ohne weiteres, daß der echte Geizhals stets und an allem zu sparen trachtet. Das gilt nicht allein für sein Geld, sondern auch für seine Zeit und sonstige, eigentlich unentbehrliche Lebensnotwendigkeiten. Ganz von selbst wird er dazu kommen, möglichst sparsam mit der Schreibfläche umzugehen. Die Buchstaben werden kleiner, und die Ränder verschwinden. Vor allem die Endbuchstaben der Wörter werden oft den Eindruck machen, nicht gehörig ausgearbeitet zu sein. Die Buchstaben, Wörter, Zeilen drängen sich zusammen, und das keineswegs aus dem Grunde, daß es etwa an Raum gefehlt hat.

Ausgesprochene Geizkragen scheinen, wie die Erfahrung des täglichen Lebens lehrt, eine instinktmäßige Vorliebe für ein kleines Papierformat zu besitzen. Es ist ohne weiteres klar, daß diese Sparsamkeitsanlagen sich mit dem fortschreitenden Alter immer stärker ausprägen, da jegliches Anpassungsvermögen an breitete und großzügigere Auffassungen auf die Dauer verloren geht.

Genau die umgekehrten Züge finden wir natürlich bei Menschen mit unzweifelhaft verschwenderischen Anlagen. Die Buchstaben sind bei ihnen meist übertrieben groß, und auf den Raum, den sie so beanspruchen, wird überhaupt nicht geachtet. Gleichzeitig pflegen die Wörter in übertrieben großem Abstande von einander zu stehen; drei oder vier von ihnen machen zuweilen schon eine Zeile aus.

Eine den meisten Laien bekannte Eigenartigkeit der Schrift bildet das Steigen und Fallen der Zeilen. Schon bei Kindern hat man festzustellen vermocht, daß in der Regel jede Äußerung der Freude und Aufgeräumtheit mit aufwärts gerichteten Bewegungen von Hand und Kopf zusammenzugehen pflegt, während umgekehrt Enttäuschung, Niedergeschlagenheit oder Unzufriedenheit abwärts gerichtete Bewegungen hervorrufen.

Dieser durchaus natürliche Gegensatz tritt bei Erwachsenen in der Handschrift besonders deutlich in Erscheinung. Weshalb man denn meist auch mit Recht behaupten kann, daß die aufwärts gerichteten Zeilen auf Optimismus, die abwärts laufenden auf Pessimismus weisen. Das ist der Fall, ohne daß der Schreiber sich davon Rechenschaft gibt, ja, ohne daß er sich häufig im mindesten dessen bewußt ist.

Immerhin muß der Graphologe, bevor er auf Grund der Handschrift ein Urteil abgibt, ständig auf der Hut sein. Nicht selten liegt das Papier schräg vor dem Schreibenden. Dadurch kann, wenn es unliniiert ist, leicht die Richtung der Zeilen nach oben oder unten beeinflußt werden. Und der Schriftdeuter, der daraufhin auf Optimismus oder Pessimismus des Schreibers schließen würde, müßte einen bösen Reinfall erleben.

Eine Mutter lächelt.

Von Maria Gleit.

Am Fenster saß sie, das Wollknäuel war aus ihren Händen längst in die Stube gerollt. Den Kopf ein wenig vorgebeugt, — so schaute sie auf die Straße.

War da etwas los? Wie alle Tage: Hasten und Lärmen, Aneinandervorübergehen. Nein, das war es nicht, was den Blick der Frau fesselte. Sie schaute zwar auf die Straße, aber dieser Blick folgte ihren Gedanken. Und die waren weit, weit enteilt, den Weg zurück, der Gesine hierhergeführt: in diese Stadt, in diese Stube, an dieses Fenster.

Nahezu sechzig Jahre alt war sie. Aber altes Eisen, nein, der kannte Gesine Diercks schlecht, der sie für eine alte Frau gehalten hätte. Freilich: das dunkle Blond des Haares war Strähne um Strähne von grauem Schimmer durchzogen worden. Das Gesicht kantig und voller Furchen, der Rücken leicht gekrümmt, der Gang bedächtig, aber das Herz jung und wach waren noch alle Sinne!

Freilich gab es jetzt hin und wieder Tage, da die Gedanken zurückzogen in vergangene Zeit. Das hatte Gesine sonst nicht gekannt, dieses stundenlange Dasitzen und Sinnieren. Bei allem Frohsinn der jungen Jahre war sie gewiß immer nachdenklich gewesen. Doch damals, früher, da zog es die Gedanken dem Leben entgegen, das war die Zeit der Hoffnungen, Wünsche und Pläne.

Heute? Gesines Gesicht ist nicht mehr das der Sechzigjährigen, die sich aus dem Fenster gebeugt: wer ihr jetzt in die Augen sehen könnte, würde das Wunder erleben, das Erinnerung vollbringen kann: die Gedanken machten sie jung.

Ja, damals! Die Mutter, eines Bauern Tochter, in die große Stadt verschlagen, die alles in ihrer Nähe gierig verschlang, stand vor ihren Augen. Gesine sollte den Weg ins Leben auf eigenen Füßen beginnen. Der Raum war zu eng geworden, Vaters Verdienst reichte nicht aus und schließlich waren ja auch noch die Geschwister zu versorgen. Sie, Gesine, war die älteste. So begann sie ihren Weg und ging „in Dienst".

Da gab es eine Herrschaft, die ihr Dienstmädchen in hellem Kleid, auf dem Kopf das zierliche Häubchen sehen wollte! Wie gut standen ihr, dem leichtfüßigen, munteren Kind das Kleid, die Haube! Dienen war keine Last, der freie Mensch blieb sie, zeigten auch die Hände bald Schwielen. Sie kannte keine Bitterkeit, kein Hadern mit dem Geschick. Mit festem Schritt ging sie ihren Weg. Sie sei ein Glücksmensch, sagten die Leute. Wie oberflächlich war das geurteilt von denen, die da meinten, sie lebe gedankenlos in den Tag hinein.

Sie gab jedem das Seine. Mit zwanzig Jahren hatte sie Claus kennen gelernt. Auch seine Eltern waren noch Bauern gewesen, auch ihn hatte die große Stadt an sich gerissen. Auf der Werft schaffte er wie tausend andere, die dem Strom Arbeit und Verdienst verdankten. Dem Strom, der selber aussah wie ein Arbeitsmann: der auf seinem breiten Rücken die Lasten trug aus fernen, fremden Ländern, der dem Fleiß der Heimat den Weg öffnete in die weite Welt.

Es hatte nicht vieler Worte bedurft zwischen ihnen. „Min Deern . . ." hatte Claus eines Abends anfangen wollen und war schon stecken geblieben. Und hatten doch beide gewußt, wie es um sie stand. Freudig ging Gesine aus ihrem Dienst, das eigene kleine Hauswesen mutig anzupacken.

Ein offener gerader Kerl war Claus wie sie, kein Windhund. Aber viel Worte machte er nie. Als der erste Junge ankam, lächelte er nur. Das hatte er ja gewußt!

Mit den Kindern kamen die Sorgen. Frische kräftige Kerle waren sie und stets bei nur zu gutem Appetit. Da hatte Gesine wieder aus dem Hause Arbeit angenommen, um die Mäuler stopfen zu können. Wenn noch alles schlief, ging sie bereits ins Haus der großen Reederei, dessen viele Kontore vor Geschäftsbeginn sauber sein mußten. Sie war ja nicht die einzige Frau, die solche Arbeit tat! Kam sie dann heim, dann war es Zeit für Claus, ans Werk zu gehen. Und war er versorgt, dann kam die Schulzeit für die Kinder, das war immer ihr Stolz gewesen: daß ihre Kinder sauber und ordentlich aussahen. Sollten aber auch wissen, daß die Eltern sich redlich plagten dafür, Achtung hegen vor des Vaters Arbeit, der Mutter Müh. Und kein Hochmut sollte sein in ihrem Denken und Trachten.

Lächelnd erinnert sie sich daran, wie nach acht Jahren wieder Zuwachs kam und es waren gleich zwei. Lächelt, des gutmütigen Spottes gedenkend, mit dem Freunde und Verwandtschaft das Ereignis begrüßten. „Er zählt die Häupter seiner Lieben, und sieh, statt fünfe sind es sieben!", hatte der Bruder damals geschrieben. Ach, mein Gott, sie war mit den fünfen fertig geworden, sie würde es mit den sieben auch schaffen. Aber bittere Tage kamen, angsterfüllte Nächte, denn die Zwillinge hatten manchen harten Strauß um ihr Leben auszufechten. Es war, als sollte an ihnen alles nachgeholt werden, was an Sorge und Krankheit bei den anderen erspart geblieben war. Aber auch da hatte sie den Mut nicht eine Minute sinken lassen und hatte gesiegt.

Wie froh machte es, teilzuhaben an den Hoffnungen der Kinder! Da standen sie, ein jedes wohlgerüstet wie einst sie selbst. Um die war ihr nicht bang. Wenn sie nur gradestanden und ihrer nicht vergessen würden, der Eltern, die es für sie geschafft.

Gesines Gesicht wird wieder kantiger und schärfer. Zwei der Jungens fraß der Krieg, den dritten gab er nur zögernd dem Leben zurück. Und auch den Bruder, der ihr wie ein eigenes Kind gewesen, sah sie nicht wieder.

Damals war Claus ganz still geworden. Sie hatte Angst um ihn, aber zu aller Sorge, die in ihr war, hatte sie auch noch Kraft für ihn. Das erste Mal war es Weihnachten 1914, als die Nachricht „Gefallen" sie traf. Ihr Ältester blieb ein Jahr darauf. Der zweite, zunächst als vermißt gemeldet, im Frühjahr 18, als sie sich rüsteten, den dritten im Feldlazarett noch einmal zu sehen . . .

Jahre vergingen, ehe diese Wunden vernarbten. Und brachen doch immer wieder auf! Da waren Bilder, da waren Bücher, Briefe lagen wohlverwahrt; wie sollte sie ihre Jungens jemals vergessen können! O, es ging oft toll her nach 1918, stärker als die Not der Jahre griffen die Tage an, wenn die Toten zu Gaste kamen . . . Wie ruhig, fast heiter war es, wenn sie wieder versanken. Daran erkannte sie ihre Jungens. Hatten ja früher auch keine großen Redensarten gemacht wie alle Menschen dieses nordischen Schlages.

Das Leben? Noch immer ebbt und flutet der große Strom, die Straße in die Welt. Enkelkinder erfüllen die Stube mit fröhlichem Treiben. Wieder verliert sich die Schärfe in Gesines Gesicht. Heiterkeit zeigt es jetzt und ein stilles, inniges Lächeln. Sie hofft wieder mit, sie, die fast Sechzigjährige, lebt, träumt, denkt wieder mit den Jungen. Denn immer und zuerst war sie Mutter. Sie sieht eine Jugend aus ihrem Blut und lächelt . . .



Bunte Chronik



Blutiger Kampf bei einer Schönheitskonkurrenz.

Bei der Wahl der Schönheitskönigin für Ägypten, der „Miß Ägypten" ist es in Kairo zu widerwärtigen Szenen gekommen. Um die Siegespalme kämpften zwei junge Ägypterinnen, die zugleich Schwägerinnen waren. Beide waren bildschöne Mädchen. Aus anfänglichen kleineren Neckereien und Hänseleien entbrannte zwischen den beiden Rivalinnen schließlich ein wütender Streit, bei dem beide mit echt südländischem Temperament aufeinander losstürzten. Die Zuschauer, die anfangs mit Belustigung dem Handgemenge zusahen, bemerkten plötzlich mit Entsetzen, daß der Kampf der beiden Mädchen äußerst bedrohlich wurde. Die eine von ihnen stürzte plötzlich blutüberströmt zusammen und auch die andere hatte grauenhafte Verletzungen im Gesicht davongetragen. Der tierische Kampf war mit den Zähnen und den Fingernägeln ausgefochten worden. Beide Mädchen sind auf Lebenszeit verunstaltet. Wann wird die Sinnlosigkeit solcher Konkurrenzen ihr Ende haben?



Lustige Ecke





„Hast du gesehen, was für einen reizenden Hut sie aufhat. Eva?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p. beide in Bromberg.